

D. O. Schabert

Märtyrerbilder aus Russland

aus den Jahren 1930–33



Rīga, 1935
O. Schabert izd.

Pictures of Martyrs From Russia

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: www.VM1.global

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

D. O. Schabert.

Märtyrerbilder aus Russland

Die russische Kirche unterscheidet nicht Konfessor und Märtyrer. Sie hat für beide nur den Ausdruck „Mutschnik“, zu deutsch: „der Gequälte“, ein Ausdruck, der auf das beste auf die folgende Schrift dazu passt.

Immer und immer wieder hört man im Westen die Behauptung, dass es in Russland keine Christenverfolgung gäbe. In einem holländischen Blatte war sogar das Bild eines russischen Priesters und sein faksimiliertes Zeugnis, dass in Russland alle frei ihren Glauben bekennen können. Diesem Zeugnis steht die Tatsache gegenüber, dass der Sowjet-Russe es gar nicht leugnet, dass er ein Christenverfolger ist. Wie sollte es auch anders sein; wenn Lenin erklärt, dass von Gott zu reden schon eine Gemeinheit sei, wenn man auf dem 17. Parteitage 1934 die Forderung aufstellt: „Es ist dafür zu sorgen, dass in keinem Dorf sich eine Kirche oder ein Pfaffe mehr finde“, wenn Stalin in seinem zweiten Fünfjahrplane strikt verlangt, „jegliche Religion muss liquidiert werden“, dann macht es sich lächerlich, wenn immerfort noch zu behaupten versucht wird: es gibt keine Christenverfolgung in Russland. Wie liquidiert man denn die Kirche, ohne dass ihre Glieder leiden? Bei näherem Zusehen erweisen sich alle die Zeugnisse gegen die Christenverfolgung ebenso sehr als Fälschung wie jener Brief in der holländischen Zeitung, der in der Sprache des Ungebildeten geschrieben, während das Bild des Schreibers das Abzeichnen des hochgebildeten Akademikers schmückt.

Aber, sagt da einer, hat nicht der Metropolit Sergius ausländischen Journalisten bezeugt, dass die Kirche in S. S. S. R. nicht verfolgt wird? Ja, das hat er getan. Das ist zu verstehn als der verzweifelte Versuch eines

Menschen, der hoffte, da Hilfe von aussen nicht zu erwarten, mit solcher Erklärung die zermartete Geistlichkeit vor weiteren Verfolgungen zu bewahren. Es ist ihm nicht gelungen. „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.“

Gewiss gibt es Geistliche, die nicht die Kraft des Widerstandes aufbringen und mit geschlagenem Gewissen als Sowjetbeamte oder heimliche Agenten der G. P. U. enden. Aber auch selbst unter den schlichtesten Geistlichen hat sich die sieghafte Kraft des Glaubens erwiesen; obgleich ihnen so wenig gegeben ist an Bildung, so sind sie doch über dem Wenigen getreu gewesen und haben solche Treue auf das beste bewährt. Ja, Helden des Glaubens treten uns hier entgegen.

Davon zeugt das nachfolgende Material. Es stammt von einem Manne, der 1930–1933 in Sowjet-Russland gelebt und aus seinem eigenen Erleben heraus schreibt. Er hat es mir übergeben, dass ich aus demselben schöpfend der deutschen Christenheit zu erkennen helfe, was es um ein gottloses Regiment sei, und dass Typen allmählich verschwinden, wie es der im folgenden geschilderte Geistliche ist (ich will nicht die Konfession nennen, zu der ein solches Exemplar gehört), der, als er von den Verfolgungen der russischen Christen hörte, die törichte Frage stellte: „Warum werden sie denn verfolgt? Was haben sie denn getan und warum können sie sich denn nicht vor Gericht verteidigen?“ Er ahnt nichts von all dem Schweren der russischen Brüder jenseits der immerhin nahen Grenze. Man bekennt mit der Christenheit alle Sonntage: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche“, während man sich um die Glieder dieser einen Kirche nicht kümmert, indem man sich mit der bekannten Frage entschuldigt: „Soll ich meiner russischen Brüder Hüter sein?“

Mögen die folgenden Ausführungen, deren Original russisch niedergeschrieben wurde, der Christenheit deutscher Zunge die Augen auf tun für das Martyrium, das die russische Christenheit erduldet, denn sie leiden ja

„für uns.“ Kol. 1. 24.

Liquidation der Religion

lautet ein Programmpunkt im zweiten Fünfjahrplan Stalins. Dabei geht es natürlich gegen jede Religion. Aber gegen die Mohammedaner ist man verhältnismässig tolerant, denn man fürchtet ihren Fanatismus. Die Synagoge hat unter den vielen jüdischen Kommissaren (Kaganowitsch, Litwinow-Wallach etc.) mächtige Fürsprecher. So richtet sich denn der ganze Vernichtungswille gegen das Christentum und unter den Konfessionen desselben, vor allem gegen die griechisch-orthodoxe Kirche, denn sie bildet die stärkste Religionsgemeinschaft in Russland, die dem ganzen Lande den Stempel aufprägte. Frei ist in Russland nur der persönliche Glaube.

Wie bei allen Christenverfolgungen richtet sich die Hauptfeindschaft gegen die Diener der Kirche. Sie sind die Führenden der Gemeinde, so müssen sie vor allem „liquidiert“ werden. Ihre Leiden stehen aber auch aus einem anderen Grunde an hervorragender Stelle. Zwar in Gottes Augen steht das Leiden eines schlichten Gemeindegliedes vielleicht höher als das eines Bischofs, wenn sie beide um ihres Glaubens willen leiden. Aber letzterer leidet ausser um seines Glaubens, auch um seines Amtes willen. So kommt es, dass die Gemeinde dem Leiden ihrer Amtsträger grössere Bedeutung beilegt und sich auch merkt, wie sie gelitten, während wir von dem Leiden der Gemeindeglieder selten Kunde erhalten. Es gibt in Russland zum Beispiel schlichte „Kreuzträger“, Bauern, die in heiliger Einfalt nach dem Worte der Schrift das Kreuz auf sich zu nehmen, ein Kreuz an sichtbarer Stelle tragen. Sie haben es nicht abgenommen, trotz aller Aufforderungen dazu. Ja, sie sind dafür in den Tod gegangen. Aber wir wissen nicht, wie sie gelitten, wie sie gestorben, obgleich das alles gewiss herrlich gewesen ist. Wenn aber der Metropolit Benjamin von Petersburg als letztes hier auf Erden das Chrysostomuswort sagt: „Gelobet sei Gott für alles!“ so ist uns das aufbewahrt, und wir wissen, dass er nicht nur um seines Glaubens und Amtes willen gestorben, sondern auch wie er gestorben. So soll man es verstehen, wenn in den folgenden Blättern fast nur von den Leiden der Diener der

Kirche die Rede ist. Es sind Beispiele aus der ungezählten Schar derer, die um ihres Amtes und ihres Glaubens willen in den Tod gegangen sind. Wollte man das Leiden aller schildern, die in Russland um ihres Glaubens willen den Todesweg beschritten, „die Welt würde die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären (Joh. 21, 25)“, denn zu gross ist die Zahl der Märtyrer. So kommen im folgenden zur Darstellung

Märtyrerbilder von den Dienern der orthodoxen Kirche Russlands.

Wer ein Priester in Russland ist, der ist ein Entrechteter. Offiziell heisst es: er ist seines Wahlrechts verlustig, das bedeutet für ihn und die Seinen Bitterstes! Der Entrechtete hat kein Recht auf die Brotkarte, die ihm allein die Möglichkeit gibt, Brot und andere Provisionen zu erschwinglichen Preisen zu erhalten. So ist Hungern sein Los, und er ist auf Almosen angewiesen. Der Entrechtete hat mit seiner Familie kein Anrecht auf medizinische Hilfe. Privatkrankenhäuser gibt es nicht, und die staatlichen Krankenhäuser nehmen die Entrechteten nicht auf. Der Entrechtete kann seine Kinder nicht in die Schule schicken. In Russland gibt es nur Staatsschulen und die sind den Kindern der Entrechteten verschlossen. Der Entrechtete hat kein Recht auf Arbeit in den Staatsbetrieben, und Privatunternehmen gibt es in S. S. S. R. nicht. Der Entrechtete hat kein Recht auf Wohnung, die Häuser sind alle kommunalisiert und die nehmen Entrechtete nicht auf. Die Geistlichen und ihre Familien leben irgendwo in einem Winkel bei Bekannten, kampieren in einem Korridor. Aber auch der Winkel ist schwer zu finden, man flieht den Geistlichen wie einen Aussätzigen, denn man fürchtet die G. P. U., die jeden verdächtigt, der mit einem Geistlichen umgeht. Auf der Strasse kann der Geistliche ungestraft gekränkt, ja misshandelt werden.

In den Bahnhof zu Riga läuft ein Zug aus Moskau ein. Unter den Aussteigenden befindet sich auch eine Familie, der es gelungen ist, aus Russland zu entkommen. Ein 11jähriger Knabe gehört zu ihr. Was fällt ihm als erstes auf? Ein russischer Priester, der ruhig in der Menge steht und die Ankommenden mustert. „Mama, Mama“, ruft er, „sieh, ein Priester! Warum

fallen in den Kot. Der alte Hut fällt dem Priester vom Kopfe, als er sich nach den Blumen bückt. Dann wird er zur Miliz geführt, — er wird wegen Spekulation*) von der G. P. U. an die Petschora verschickt.

Da nach Auffassung der G. P. U. das geistliche Amt als ein Handwerk gilt, und zwar als ein schädliches, so wird es mit der höchsten Steuer belegt. Da der Geistliche natürlich die Steuer nicht zahlen kann, die verarmte Gemeinde sie in den meisten Fällen nicht aufbringen kann, so wird auch hier nicht lange gefackelt. Arretierung und Verbannung erfolgen wegen Nichtzahlung der Steuern, denn solches ist Auflehnung gegen die Bestimmungen der Sowjetgewalt.

Wo nichts verschlägt, werden einfach x-beliebige Anklagen erhoben, die alle darauf hinausgehen, dem Priester „konterrevolutionäre Bestätigung“ nachzuweisen. Priester X wohnte in der Stadt A. Er hatte eine Schlafstätte auf einem Korridor bei Bekannten gefunden. Auf diesem Korridor mündete auch die Tür des Zimmers eines Kommunisten. Das ganze Leben des Priesters spielte sich infolgedessen vor den Augen des Kommunisten ab. Man verhaftet den Priester und der Kommunist wird zur G. P. U. zitiert. Er soll helfen, die konterrevolutionäre Tätigkeit des Priesters zu entlarven. Hatte dieser sich nun noch ein Stück Gewissen bewahrt oder war er ganz einfältig, jedenfalls gab er auf die Aufforderung des Untersuchungsrichters, die konterrevolutionäre Tätigkeit des Priesters zu schildern, treuherzig die Antwort, dass er nichts dem ähnliches bemerkt habe, da der Priester nie mit einem Wort über Politik gesprochen habe. „Dummkopf,“ erklärte ihm der Untersuchungsrichter, „begriffst du denn nicht, dass wir sie doch irgendwie vernichten müssen!“ Zum Schluss erhielt der Kommunist eine Rüge und wurde ermahnt, künftig aufmerksamer zu sein. Der Priester musste aber den Weg in die Verbannung ziehen.

*) Neben dem Vorwurf der „konterrevolutionären Betätigung“ wird vor allem gern die „Spekulation“ als Verbrechen der Geistlichen genannt, um sie als im Bunde mit den Kapitalisten stehend, zu brandmarken.

Wo man nicht diese Umwege sucht, da wählt man einfach die Folter, um das zu erpressen, was nötig ist, z. B. es werden die Finger in die Tür geklemmt. Oder man lässt die Inhaftierten hungern, dann legt man ihnen stark gesalzene Heringe vor, auf die sie sich in ihrem Heisshunger stürzen, versagt ihnen aber dann hernach das Wasser etc., etc.

Die russischen Geistlichen sehn auf alle diese Leiden als auf Dinge, die Gott der Herr ihnen zu erleiden bestimmt hat, zumal die heilige Schrift den Gläubigen das Leiden geweihsagt. Das stärkt sie zu jener aussergewöhnlichen Standhaftigkeit, dass sie Helden des Glaubens werden, Zeugen für die Wahrheit, Märtyrer im wahren Sinne des Wortes. Allen voran die Bischöfe.

Erzbischof Ilarion

von Moskau war gross und stattlich. Er besass eine umfassende Bildung, war im höchsten Grade begabt. „Leuchte der Kirche“ nannte man ihn in seinen besten Jahren. Sein Einfluss war ungewöhnlich, deshalb musste er beseitigt werden. 1922 begann sein Leidensweg. Er ward von der G. P. U. auf drei Jahre nach Archangelsk verschickt. Nach Ablauf dieser Frist kehrte er in seine Eparchie, nach Moskau zurück, wurde von neuem arretiert und wieder auf 3 Jahre nach Solowki im Weissen Meere verbannt. Nachdem auch diese Verbannungszeit überwunden, kehrte er wieder in seinen Sprengel zurück, um seines Amtes zu walten. Da wird er wieder gepackt und in den „Jaroslaw'schen Isolator“ gesteckt, der extra dazu gebaut, die unbändigsten Gesellen durch hartes Regime zu bändigen und sie zu Geständnissen zu zwingen. Nach langer Haft, die ihn nicht hatte brechen können, tritt eines Tages ein hoher Beamter der G. P. U. in seine Zelle, ein Lette, der sich den Namen der hochangesehenen russischen Familie Tutschkow zugelegt hatte. Er versprach Ilarion volle Freiheit unter der Bedingung, dass er sich für einen Gottlosen erkläre oder wenigstens in die sogenannte „lebendige Kirche“ eintrete, die nichts anderes darstellt als die kirchliche

Filiale der G. P. U.*). Ilarion erhob sich in seiner ganzen Grösse. Be- bend sprach er: „Wenn ich auch ein Diener der Kirche bin, so bin ich doch auch ein Russe und kann zornig werden.“ Dann packte er den Judas und warf ihn zur Tür seines „Isolators“ hinaus. Die Folge war, dass Ilarion in ein nördliches Konzentrationslager geschickt wurde, dessen Insassen dazu bestimmt waren, an den Kanalarbeiten teilzunehmen, durch die eine Ver- bindung zwischen dem Baltischen und dem Weissen Meere hergestellt wurde. Ilarion wurde zum Aufseher einer ganzen Schar abgezehrter Gefangener ge- macht, die den Auftrag erhielten, ein Stück Wald auszuroden. Leistete diese „Genossenschaft“ nicht das nötige Quantum, so wurde Ilarion dafür verant- wortlich gemacht. Man arbeitete von 3 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, aber das Quantum konnte nicht geschafft werden, denn die Entkräftung der Arbei- tenden nahm immer mehr infolge der spärlichen Ration zu. Dabei wurden die Arbeitsbedingungen immer schwerer, oft musste man bis zum Gürtel im Schnee oder im Sumpf arbeiten. Wurde das Pensum nicht geleistet, so wurde der Erzbischof in Extrastrafe genommen. Man verkleinerte seine Ration, die bis dahin aus 500 g Brot, 10 g Zucker und einem Schälchen Grütze für 24 Stunden bestand. Dann liess man ihn mit blossen Füssen die ganze Nacht bei schärfster Bewachung im Schnee stehen, bis die Füsse abge- froren waren. Man brachte ihn ins Krankenhaus, hier infizierte er sich mit Typhus, 1932 starb er ungebeugt und ungebrochen. Die G. P. U. hat 10 Jahre an der Vernichtung dieses wertvollen Menschenlebens gearbeitet.

Erzbischof Antonius von Archangelsk.

Es war der 5. Januar 1932, der Vorabend des Epiphaniensfestes, das in der russischen orthodoxen Kirche als Tauffest Christi zu den Hauptfesten

*) Auf einer grossen 1923 stattfindenden Versammlung von Theologen begeisterte sich ein deutscher berühmter Kirchenhistoriker, der behauptete des Russischen mächtig zu sein, für die „lebendige Kirche“ als eine unserer Reformation sich nähernden Neugestaltung der verknöcherten russischen orthodoxen Kirche. O sancta simplicitas! Mein Widerspruch fand kein Verstehen. Wie fein wissen die Sowjetrussen den Westen zu täuschen.

gehört. In Archangelsk, hoch oben im Norden Russlands, wo um diese Zeit kaum die Sonne mehr scheint, huschten bei klingendem Frost eine verhältnismässig grosse Zahl von Menschen zum abendlichen Vorgottesdienst in der einzigen nachgebliebenen Kirche, die sich weit ausserhalb der Stadt auf dem Friedhof befand. Es schneite stark, und Schnee und Dunkelheit liessen die aufdringlichen Sowjetaufschriften: G. P. U., Torgsin, Goskoop, etc., die jeden Christenmenschen schauern machen, verschwinden.

Die Zahl der Kirchenbesucher war gross, denn trotz der antireligiösen Propaganda wächst der Hunger nach Gott. Selbst solche, die sich früher den „Gottlosen“ angeschlossen und die Religion verspottet, suchen wieder die Kirche auf, denn ihre Seele lechzt nach Frieden.

Vor der Kirchentür stand eine lange Reihe von Menschen in alten, schäbigen Kutten. Sie hielten ihre Hand hin und baten um Almosen. Es waren Priester, Mönche, Bischöfe, die aus allen Teilen Russlands hierher verbannt worden waren, und die man — nachdem sie hier angelangt — einfach auf die Strasse gesetzt hatte. Eine gewinnbringende Arbeit anzunehmen, ist ihnen verboten, die Staatsgewalt sorgt für sie nicht, so sind sie auf das Bitten angewiesen. Die wenigen Geistlichen der Stadt, die noch von Verhaftung und Hinrichtung verschont waren, halfen ihren Brüdern, soviel sie es vermochten, nahmen sie sonderlich zur Nacht in ihre Stuben auf, um sie vor der grimmigen Kälte zu schützen.

Erzbischof Antonius, der den Gottesdienst, unterstützt von Priestern und Diakonen, zelebrierte, war eine hohe, stattliche Erscheinung — wohl über 70 Jahre alt — mit langem, schneeweissem Haar und Bart. Sein prächtiges Bischofsornat, das er zu den Festtagen anlegte, hatte er sich bei allen den vielen bei ihm vorgenommenen Haussuchungen retten können. Im Gottesdienst musste er der Gemeinde die Mitteilung machen, dass am folgenden Tage die übliche Feier der „Wasserweihe“ nicht stattfinden werde, da von der Sowjetobrigkeit ein Zug von der Kirche zum Fluss verboten worden sei. Seiner Predigt legte er den Text zu Grunde: „Es ist eine

Stimme eines Predigers in der Wüste: bereitet dem Herrn den Weg!“ Voll tiefen Ernstes brachte er diese Mahnung in Verbindung mit der Beschränkung der öffentlichen gottesdienstlichen Feier.

In der darauf folgenden Nacht erschien beim Erzbischof der Leiter der „klerikalen Abteilung der G. P. U.“, ein früherer Student der Theologie, und drei Soldaten. Die Haussuchung begann. Sie dauerte von 11 Uhr abends bis 4 Uhr morgens. Gefunden wurde nichts, da sich der Erzbischof nie mit Politik beschäftigte. Am Schluss der Haussuchung fand der Untersuchungsrichter auch eine Hostie und nahm sie in die Hand, mit ihr spielend. Der Erzbischof sagte zu ihm ernst: „Bürger Untersuchungsrichter, die Kirche erlaubt dem Laien nicht, die Hostie zu berühren“. Der Untersuchungsrichter antwortete mit Hohngelächter, schleuderte die Hostie auf den Fussboden und trat mit den Füßen darauf. Der Erzbischof fiel auf die Knie und versuchte, die Hostie mit seinem Körper vor der Entweihung zu schützen, verlor aber dabei das Bewusstsein. Als er zu sich kam, wurde er von den Soldaten in das Gefängnis abgeführt. Das einzige, was er mit sich nahm, war sein bischöflicher Stab.

Im Gefängnis verlangte man von ihm, er solle sein Kreuz abnehmen. Er weigerte sich dessen mit den Worten: „Ich bin ein Diener Gottes und der darf nicht sein Kreuz ablegen“. „Wenn Sie es nicht dürfen, tun wir es“, war die Antwort und man riss ihm das Kreuz herunter.

Die Zelle, in die er nun gesperrt wurde, war ein kleiner Raum von nur wenigen Quadratmetern. Sieben Gefangene waren schon in denselben gepfercht, meistens Diebe etc. Das ist die Methode der G. P. U., dass sie Geistliche, wie überhaupt geistig hochstehende Menschen mit gemeinen Verbrechern zusammensperrt in der Hoffnung, dass dieselben sie besonders quälen werden. Doch auch hier trat, wie so oft, das Gegenteil ein. Die Verbrecher begegneten dem ehrwürdigen Manne freundlich. In der Zelle waren für 8 Menschen nur 3 Bettstellen — Rahmen, die mit starker Sackleinwand bespannt waren. Ein Dieb, der der glückliche Benutzer eines „Bettes“ war,

wollte dem Erzbischof die Nutzniessung desselben „verkaufen“. Doch als der Erzbischof erklärte, dass er kein Geld habe, trat er es ihm umsonst ab. Ein unangenehmes, unbeherrschtes Subjekt unter den Mitgefangenen war ein Arbeiter, der, als er einmal betrunken war, auf die Sowjetregierung geschimpft hatte und dafür nun eingesperrt worden war. Der Böseste war ein Rotarmist, der erzählte, er sei verhaftet worden, weil er sich geweigert, Menschen zu erschiessen. Tatsächlich war er ein Dieb, dem es hernach gelang, dem Erzbischof die Wäsche zu stehlen. Ihm war gesagt, dass er frei kommen würde, wenn er Belastendes gegen den Erzbischof und andere Geistliche herausbekommen würde, — der Judas fehlt ja kaum in einer russischen Gefängniszelle und zwingt zur äussersten Vorsicht.

In den ersten Tagen der Gefängniszeit bekam der Erzbischof Salzheringe als Speise, Wasser aber wurde ihm verweigert. Dann kam das erste Verhör, das 17 Stunden ohne Unterbrechung dauerte. Man beschuldigte ihn, den konterrevolutionären Geislichen Hilfe geleistet zu haben. Ankläger sowohl wie Beklagter wussten, dass daran kein wahres Wort war, hatten doch die in Frage kommenden Priester öffentlich vor der Kirchenpforte Almosen empfangen. Die einzige Hilfe, die der Erzbischof ihnen erwies, war, dass er sie bei der starken Kälte von -40° R. ($=50^{\circ}$ Celsius) in seiner Stube zur Nacht aufgenommen hatte. Da das Verhör nichts Belastendes ergab, sollte er schliesslich drei Fragen beantworten:

- 1) Wie seine Meinung über die Stellung der Kirche zur Sowjetgewalt?
- 2) Wie seine Meinung über die Zukunft der Kirche in Russland?
- 3) Ob er einen Umsturz der Sowjetregierung wünsche?

Seine wohlbedachte Antwort, die er schriftlich fixieren musste, lautete:

- 1) Die Stellung der Kirche in Russland sei äusserlich sehr schwer, und doch offenbare sich in ihr die Gnade Gottes.
- 2) Die Zukunft der Kirche würde durch das Leiden ihrer Märtyrer wie in der Zeit der Urchristenheit eine glorreiche sein.

schlägt ihn niemand?“ Er kommt eben aus einem Lande, wo der Geistliche rechtlos ist, den kann jeder schlagen, Strafe wird ihn nicht treffen.

Selbst in der Kirche, während des Gottesdienstes ist er rechtlos, jedermann darf ihn ungestraft schinden.

Wer durch die Dörfer von S. S. S. R. fährt, deren Bauern gezwungen worden sind, in die Zitadellen der Gottlosigkeit, den Kolchosi (Kollektivwirtschaften) einzutreten, der sieht überall dasselbe Bild. Wenn überhaupt noch Kirchengebäude vorhanden sind, dann sind ihre Türen zerbrochen, die Fensterscheiben zerschlagen, das Kreuz heruntergerissen, im Innern Spuren niedriger menschlicher Verrichtungen. Nicht besser sieht es in den Städten aus, mit Ausnahme von Moskau und Petersburg. (Man muss doch den Fremden zeigen können, dass die Kirchen unberührt sind.) Ein Zeuge berichtet:

„Wir lebten 4 Jahre in einer grossen Stadt mit 200.000 Einwohnern. Als wir ankamen, zählte die Stadt ungefähr 14 Kirchen und 40 Geistliche. Als wir fortfuhren, ist nur eine Kirche geblieben, die auf dem Friedhof, und an ihr amtieren drei alte Priester. Die Kirchen sind alle auf Befehl der Sowjetregierung niedrigergerissen. Und die Priester? Sie sterben allmählich dahin in den Gefängnissen und in der Verbannung. Im fernen Osten oder in Turkestan, da gibt es weder Priester noch Kirchen.“

Die Methode, die hierbei angewandt wird, ist die: zuerst wird die Geistlichkeit beseitigt und dann die verwaiste Kirche liquidiert. Wie das gemacht wird, möge folgendes Beispiel illustrieren:

Jede Kirche wird von einem Kirchenrat verwaltet. Der besteht aus dem Klerus und ein paar Laien, die für die Instandhaltung der Kirche, Beleuchtung etc. zu sorgen haben. Die G. P. U. sucht aus dem Bestande des Kirchenrates den Ungebildetsten, des Lesens und Schreibens kaum mächtigen, heraus und ruft ihn zum Verhör, das etwa folgendermassen verläuft: „Wer verwaltet die Kirche?“ — „Der Kirchenrat!“ — „Wer gehört zu ihm?“ — „Der Priester, der Kirchenvorstand und die von der Gemeinde gewählten Vertreter.“ — „Dann gibt es bei der Kirche eine Organisation von einigen

Menschen?“ — „Ja, die für die Kirche sorgen muss.“ — „Danke, unterschreiben Sie Ihre Aussagen.“ Und der Nichtsahnende unterschreibt. Das Material genügt. Ein Glied des Kirchenrats hat bestätigt, dass bei der Kirche eine Organisation besteht, und da jede Organisation ausser der staatlichen kommunistischen als kontrerevolutionär gilt, so werden die Glieder des Kirchenrates, vor allem der Klerus, in Haft genommen, wenn nötig, werden auch alle weltlichen Glieder arretiert. Nun ist es die Sache der G. P. U. zu beschliessen, welche Sühne zu wählen ist — Verbannung auf drei Jahre oder Erschiessen. Findet aber in der Kirche kein Gottesdienst statt, so wird sie als Kirche geschlossen und zum Kino, zum Volkshause etc. umgestaltet.

Oder ein anderer Trick der G. P. U. Im Jahre 1930 verschwanden mit einem Mal die kleinen Silbermünzen aus dem Verkehr. Das Sammeln derselben wurde als Spekulation bezeichnet und verboten. Ausser bei den „Kapitalisten“ machte man auch in den Kirchen Haussuchungen. Sofort nach dem Gottesdienst, ehe die Glieder des Kirchenrates die Möglichkeit gehabt hatten, den Ertrag der Kollekte in einer Bank einzuwechseln, erschienen Beamte der G. P. U. und konstatierten die Sammlung von Kleingeld. Priester, Diakon, Kirchenvorsteher etc. wurden verhaftet, denn sie hatten mit Kleingeld „spekuliert.“ Auch darauf stand als Strafe entweder Verbannung oder Erschiessen.

Auf dem Marktplatze zu Kaluga sitzt ein alter Priester, Vater S., und verkauft Blumen, um sich ein Stücklein Brot zu verdienen. Er hält kleine Blumensträusslein zwischen seinen ausgedörrten Fingern und lässt seine Blicke umherschweifen, ob sich nicht ein Käufer finde. Um ihn herum Spekulanten aller Art, die aus der Not des Nächsten ein Geschäft machen, und Diebe, die das Gestohlene weiterverkaufen. Plötzlich erscheint ein Milizionär. „Besitzt du ein Handelspatent?“ „Nein,“ antwortet der entrechtete Geistliche, „die Blumen habe ich weit vor der Stadt am Feldrain gepflückt.“ „Ach, du Sohn einer Hündin, ich werde dir zeigen, ohne Patent zu handeln!“ Er stösst den alten Mann in die Brust und reisst ihm die Blumen aus der Hand, die

- 3) Er bete täglich, dass der Herr den Sowjetmachthabern ihre Sünden vergebe und dass sie nicht mehr Blut vergössen.

Es wurde in seine Zelle abgeführt.

Die folgenden drei Monate waren einigermaßen erträglich. Die Gefangenen konnten von ihren Angehörigen Kleidung und Nahrung erhalten. Ein Arzt besuchte die Gefangenen, der, wenn auch ein ziemlicher Ignorant, doch wenigstens die notwendigsten Arzneien verschaffte. Der Erzbischof, den man in der Stadt liebte und ehrte, empfing vielerlei Hilfe, behielt aber für sich nur Zwieback, Wäsche und Seife, alles übrige gab er seinen Zellengenossen. Auch teilte er mit ihnen seine Gefangenenkost, bestehend aus 300 g Schwarzbrot, einem Teller Suppe, aus Fischgräten gekocht, und etwas Hirsebrei, ohne jedes Fett bereitet.

Das Schwerste der langen Haft war, dass er der frischen Luft und der Bücher entbehren musste. Stark auf die Nerven fiel allen der vorhererwähnte Arbeiter, der bald auf die Regierung schimpfte, bald wie ein altes Weib schluchzte. Die anderen Verbrecher nutzten öfters den Schlaf des Erzbischofs aus, um diesen unleidlichen Menschen tüchtig zu verprügeln. Den Mitgefangenen, die einfach deshalb Verbrecher geworden waren, weil sie ganz ohne religiöse Beeinflussung gross geworden waren, begann der Erzbischof das Evangelium zu predigen, das ihnen bis dahin völlig unbekannt war. Ja mehr, er lebte ihnen das Evangelium vor mit seiner Milde und Güte und gleichbleibender Gelassenheit. Mit Staunen sah dieses junge Volk, wie der ehrwürdige Erzbischof des Nachts aufstand und knieend, über sein Lager gebeugt, betete.

Die Karwoche begann. Der Erzbischof hielt strenges Fasten.

Da ward er zum zweiten Mal vor den Untersuchungsrichter zitiert, der ihn gleich mit seinem Revolver bedrohte und ein Geständnis verlangte. Voll bitteren Hohues erklärte er ihm: „Seine Eminenz werden so lange im Gefängnis modern, bis ein Geständnis vorliegt“. Andererseits versprach man ihm vollkommene Freiheit und Restitution in sein Amt, wenn er sich als

Agent der G. P. U. verdingen wollte. Mit Entrüstung wies der Erzbischof solch gemeines Ansinnen zurück. Als der Untersuchungsrichter erkannte, dass weder Drohung noch Lockung etwas ausrichtete, liess er den Erzbischof in eine andere Zelle schaffen, die sich in einem eben erst vollendeten Stein-gebäude befand. Die Wände schwitzten noch Feuchtigkeit aus, das Wasser floss von den Wänden. Das Regime war hart. Das Bringen von Kleidung und Nahrung durch die Angehörigen wurde verboten. Auch der Arzt erschien nicht mehr. In die kleine Zelle des Erzbischofs wurden noch 5 Bauern aus der Ukraine eingesperrt, die aus den Verbanntenlagern geflohen waren. Die Luft war in diesem feuchten Raum zum Ersticken, dazu der Schweiss von 6 ungewaschenen menschlichen Leibern, denn Wäschewechsel gab es nicht mehr, Seife stand auch nicht mehr zur Verfügung, und in der Ecke der Zelle stand der stinkende Eimer, der alle Abfälle und den Unrat aufnehmen musste. Zweimal am Tage erhielten die Gefangenen je ein Glas Wasser pro Person. Als der Sommer kam, wurden sie tagsüber so schwach, dass sie überhaupt nicht mehr redeten. Stundenlang sassen sie an die Wand gelehnt mit offenem Munde, wie Fische auf dem Lande, nach Luft schnappend. Fetzen deckten die Körper. Die Zahl der Läuse und Flöhe war ungeheuer. Der Skorbut begann zu wüten, die Zähne fielen aus, blaue Flecken deckten die angeschwollenen Glieder, alte vernarbte Kriegswunden der Ukrainer öffneten sich aufs neue. Einer derselben starb, ohne einen Arzt gesehen zu haben. Man liess ihn 24 Stunden in der Zelle liegen, dann erst schaffte man den Leichnam hinaus und an seine Stelle ward sein Sohn eingesperrt.

Der Erzbischof lag auf der Diele, wo ihm das Ungeziefer weniger zu schaffen machte, als auf dem Bettgestell. Der Durst quälte ihn stark. Er wurde so schwach, dass er sich das Ungeziefer nicht aus seinem Bart nehmen konnte, ja es kroch ihm in Mund und Nase und Ohren. Man liess ihn im wahren Sinne des Wortes beim lebendigen Leibe verfaulen. Er war von Würmern übersät. In seine Zelle führte man verschiedene Verhaftete. Man zeigte ihnen den Bischof, dieses Bild des Jammers und des Elendes, und

wollte sie so zu Geständnissen zwingen. „So werden wir auch euch verfaulen lassen, wenn ihr nicht gesteht,“ war die ständige Drohrede der G.P.U.-Richter an die Verhafteten.

Ab und zu verlor er das Bewusstsein. Eines Tages ward in die Zelle noch ein anderer Bischof hineingepfercht. Der hörte die Beichte des Sterbenden und erteilte ihm die Absolution. Der Erzbischof erkrankte an Dysenterie. Der Blutverlust wurde immer stärker. Endlich wurde er, schon bewusstlos, ins Gefängnis-Krankenhaus übergeführt. Da hat er nur noch wenige Stunden gelebt. Mit letzter Kraft faltete er in einem klaren Augenblick seine Hände über der Brust und betete Sterbegebete. Dann starb er am 3./16. VII. Als der Bischof, der ihm die Beichte abgenommen, von seinem Tode hörte, sagte er in Bezug auf dieses Sterben die Worte aus der orthodoxen Totenmesse: „Der, welcher über Gottes Lamm predigte, wurde wie das Lamm geopfert“.

Die Kunde von dem Tode des geliebten Erzbischofs verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Die Bitte, den Leichnam herauszugeben, um ihn würdig zu beerdigen, wurde abgeschlagen. In der hellen Sommernacht sahen zwei Frauen, die das Gefängnis beobachteten, wie man den nackten Leichnam ohne Sarg hinaustrug. Tschekisten verscharrten ihn . . .

In der Friedhofskirche, wo der Erzbischof den letzten Gottesdienst gehalten, sammelte man sich zum Totenamt. Wo sonst der Sarg stand, hatte man auf einem Tisch die Bischofsmütze aufgestellt und zur Rechten und Linken den dreiarmigen und den zweiarmigen Leuchter mit Wachskerzen, die der Bischof während des Gottesdienstes in den Händen hält, wenn er die Gemeinde segnet.

Die in der Stadt lebenden verbannten Priester hielten das Totenamt. Als die Stelle kam: „Kommt, wir wollen den letzten Abschied machen“, strömte die Gemeinde zu dem kleinen Tisch und küsste schluchzend das Wenige, das von ihrem geliebten Hirten auf Erden geblieben war.

Andere Zeugen im Bischofsgewande.

Als Erzbischof Antonius von Archangelsk ausgelitten hatte, wurde an seiner Stelle X ernannt. Als dieser sich an seinen neuen Bestimmungsort begab, fand er dort kein Quartier. Alle Häuser einer Stadt, auch die Privathäuser, sind kommunalisiert. Keins der städtischen Häuser darf einen Geistlichen beherbergen, und Privatpersonen fürchten die G. P. U., wenn sie einen Bischof bei sich aufnehmen. So übernachtete denn der Bischof in der Kirche, bis er schliesslich bei einer alten Frau Zuflucht fand. Die G. P. U. zitierte ihn. „Wir haben gehört, dass Sie das Amt eines Bischofs auf sich genommen haben; wissen Sie, womit Sie zu rechnen haben?“ „Ich weiss es“, war die Antwort. „Und Sie entschliessen sich zu bleiben? Denken Sie an das Los Ihres Vorgängers!“ Der Bischof antwortete: „Niemand unter euch leide als ein Mörder oder Dieb oder Übeltäter, oder der in ein fremdes Amt greift. Leidet er aber als ein Christ, so schäme er sich nicht, ehre aber Gott in solchem Fall“ (1. Petr. 4, 15. 16.). Ihn traf das Los der Verbannung.

Würdig tritt ihm zur Seite Bischof N. aus E. Unvergesslich bleibt sein letzter Gottesdienst vor seiner Verbannung. Die Kirche war dicht gefüllt, besonders von Ukrainern, die man an ihren weissen Halbpelzen erkennt und die aus dem Süden hierher nach dem Norden verbannt waren. Der Bischof verliest das Wort: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht, uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um und tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesus an unserem Leibe, auf dass auch das Leben des Herrn Jesus an unserem Leibe offenbart werde“. (II. Kor. 4, 8—11.). Die Gemeinde schluchzt. „Was weint ihr?“ fragt der Bischof. „Wisst ihr denn nicht, dass im Evangelium steht: selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wieder euch.“ (Matth. 5. 11.) Das war die letzte Predigt des aufrechten Zeugen in seiner Eparchie, und dann zieht er den Leidensweg an die Petschora.

Bischof J.

Ein Geistlicher, der von dem Patriarchen in Moskau zum Bischof einer Stadt ernannt wird, kann oft sein Amt nicht antreten, weil er fort und fort verbannt wird. Bischof J. hat dieses Los schon 13 Jahre getragen. Der uns von ihm berichtet, traf ihn in einem Gefängnis Russlands, wo er die Zwangsarbeit abbüßte, zu der er verurteilt worden war. Ihm folgte überall seine greise Mutter hin. Sie war mit ihm an der eiskalten Petschora und im glutheissen Turkestan gewesen — so werden die Diener Christi von der Sowjetgewalt umhergehetzt. Als ihm wieder einmal ein neuer Verbannungsort bestimmt wurde, bedankte er sich bei dem Richter indem er sagte: „Das beste Mittel, das Wort Gottes zu verbreiten ist, die Geistlichen in die entlegensten Winkel Russlands zu schicken.“

Er selbst erzählte von seinem Leidenswege folgendes: Anfang 1932 war er in der Stadt W. angelangt. Er fand Unterkunft bei einem Diakon, dem bis dahin wie durch ein Wunder die Freiheit geblieben war. Eines Tages erschienen die Agenten der G. P. U. mit dem Befehl, den Diakon zu verhaften. Bei der Haussuchung fanden sie auch den Bischof. „Was ist das für ein Exemplar?“ fragte der Agent. „Bischof J.“ — „Ah, Bischof“, sagte er, „zieh dich an und komm mit uns!“ — „Aber Sie haben doch keine Order zu meiner Festnahme?“ — „Wir werden noch Zeit haben, sie auszustellen“, war die Antwort. Da er ohne Order verhaftet worden war, beschloss man, den Bischof in die Miliz zu schicken, wo er in eine Zelle gesperrt wurde, wohin die randalierenden Trunkenbolde der Stadt zum Ausschlafen des Rausches geschafft werden. Aber man liess ihn dort nicht wie die Trunkenbolde nur eine Nacht, sondern 3 Tage und 3 Nächte. Als in der 3. Nacht ein Trunkenbold erfuhr, dass der Bischof hier schon 3 Tage festgehalten werde, meinte er: „Du musst dich gründlich vollgelegt haben, dass du nicht einmal nach drei Tagen nüchtern geworden bist“. Nach den 3 Tagen ward er in ein Gefängnis gebracht, wo er 9 Monate ohne Verhör sass. Bei seiner Einlieferung war bei der Leibesvisitation das Brustkreuz und das Evangelium nicht entdeckt

worden. Einmal hatte er vergessen, das Kreuz im allgemeinen Waschzimmer abzunehmen. Der Aufseher bemerkte das Kreuz, er riss daran, aber die Kette hielt stand. Mit einem Fusstritt warf er den Bischof nieder, stemmte sich mit dem Knie gegen seine Brust, riss das Kettlein herunter und warf es zusammen mit dem Kreuz in den Abort.

Die Karwoche kam heran. Es gelang dem Bischof mit Hilfe des Zeugen, der dieses erzählt, aus einem Stück Karton ein Kruzifix herzustellen. Der Bischof befestigte das Kreuz in der Nacht von Donnerstag auf Karfreitag über seiner Schlafstelle und las die Leidensgeschichte. Ein Häuflein Gefangener drängte sich zu ihm. Es waren alles sogenannte „Korndiebe“, d. h. Leute, die von der Ernte ihrer Felder sich Brot für ihren Unterhalt zurückbehalten hatten. Sie stehen mit gesenkten Häuptern und lauschen voll Andacht der halblauten Vorlesung des Bischofs und unterbrechen sie mit der liturgischen Response: „Ehre Deinem Leiden, o Herr! Ehre Deiner Langmut, o Herr, Ehre!“

In der Zelle, in der mehr als 70 Personen eingesperrt sind, verstummt allmählich der Lärm, so dass die Worte des Evangeliums allen vernehmbar werden. Die Worte vom Leiden des Herrn bewähren ihre Kraft! Ein Schwerverbrecher, der sie hört, stürzt zum Fenster und birgt das Gesicht an das Gitter. Tränen rollen über seine Wangen. In diesem Augenblick denkt er nicht an die äussere Freiheit, wo er wieder mit Brecheisen und Dietrich arbeiten kann. Seine Seele sucht die ewige Heimat, die er verloren und die er jetzt im Geiste wieder sieht.

Die Osternacht kam heran. Dunkelheit herrscht in der Zelle. Der Bischof beginnt die Osterliturgie: „Seien wir durchleuchtet vom Triumph der Auferstehung! Umarmt euch einander, Brüder, vergebt denen, die euch hassen um der Auferstehung willen“. Dann kommt der Jubelruf; „Christus ist erstanden.“ „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ antworten die Hörer. Da plötzlich, ein Klirren der Schlüssel. Die Tür zur Zelle wird aufgerissen, mit dem Revolver in der Hand stürzt der Aufseher herein. „Auseinander, ihr Gesindel!“

Das Evangelium wird dem Bischof entrissen, er wird in den Karzer gesteckt. Dann ward er bestraft mit 3 Jahren Verbannungslager nach Sibirien. Dorthin wurde er per Etappe geführt. Er segnete das Volk, das ihm auf der Strasse begegnete.

Hinter dem Zuge schleppte sich wie gewöhnlich die alte müde Mutter.

Bischof D . . .

(Der volle Name kann auch hier nicht genannt werden, da es zurzeit unbekannt, ob er noch lebt). Er hatte schon die verschiedensten Verbannungszeiten hinter sich, hatte unter anderem 4 Jahre im Solowezkischen Lager zugebracht, wo er fast die ganze Zeit in der Strafbarracke Nr. 2 untergebracht war, weil er sich geweigert, mit Predigen aufzuhören. Der das Folgende erzählt, traf ihn in einem Gefängnis im Norden Russlands. Die Schwindsucht zehrte an ihm, aber in dem schwachen Leibe wohnte noch eine grosse Geisteskraft. Er sass ohne Verhör in einer für 32 Personen berechneten Zelle, wo 120 Mann eingepfercht waren, und schlief unter einer Schlafbank. Er bekam als Aufgabe, den Fussboden der Zelle zu waschen, wozu er sich das Wasser in einem Klosettgefäss holen musste. 300 g Brot und ein Teller Suppe aus frischen Fischgräten war die Tagesration. „Zwar nicht schmackhaft, aber wenig“, scherzte er über die Ration, als man sie ihm das erste Mal darreicht. Schliesslich wurde er seiner konterrevolutionären Tätigkeit wegen auf 5 Jahre in das S'sche Lager verbannt. Als ihm das Urteil mitgeteilt wurde, sagte er: „Sie haben sich verrechnet, ich werde vor der Frist herauskommen“. „Wie können Sie das wissen?“ fragte der Richter ironisch. „Bis dahin werde ich, so Gott Gnade schenkt, sterben.“

Der Etappenweg hebt an. In seinem ausgetrockneten Gesicht brennen zwei Glutaugen. Bekleidet ist die wundersame Gestalt mit einem schmutzigen zerrissenen Priestergewand. Auf dem Rücken trägt er in einem kleinen Säckchen alle seine Habseligkeiten. „Omnia mea mecum porto“ (ich trage all' das Meine mit mir), sagt er zu seinem Leidensgenossen und zieht auf der

Marterstrasse der Heimat zu, wo der Tod nicht sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen. Morgenglanz der Ewigkeit leuchtet auf seinem Angesicht.

Der Mönch T.

Einst schneidiger Gardeoffizier, hochgebildet, beherrscht mehrere Sprachen. Die Religion hatte in seinem Leben nur eine Nebenrolle gespielt. — Die Verfolgungen unter den Bolschewiken begannen, er hört von der Standhaftigkeit der Verfolgten. Es bewährt sich aufs Neue der Satz: das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche. Der Offizier entschliesst sich, Mönch zu werden. Einer, der mit ihm den bitteren Etappenweg von der Station P. der Kotlasser Bahn gegangen, wo eine Trace für die Eisenbahn ausgeführt werden musste, erzählt folgendes:

Es ist die Karwoche. Eine Schar von ungefähr 100 Unglücklichen, darunter viele Frauen, gehen schon einige Tage ohne warme Nahrung, hungernd, bis an die Knie im Schnee versinkend. Fast alle sind erschöpft von der langen Haft, die hinter ihnen liegt. Die Füße gehorchen nicht mehr, einige fallen vor Ermattung hin. Die den Zug begleitenden Soldaten der G. P. U. schlagen die Hinfallenden mit Flintenkolben. Der Mönch T. verweist den Soldaten solche Roheit. Da schlagen sie auch ihn. Er lässt sich aber nicht einschüchtern. Selber Haut und Knochen, neigt er sich über die Fallenden, richtet sie auf und hilft ihnen. Seine Augen strahlen. „Denkt nur“, sagt er, „zu leiden in den Tagen des Gedächtnisses der Leiden Christi. Welch ein Glück ist uns beschieden!“ Die Leute bekreuzigen sich, keiner weint mehr, man gewann neue Kraft auf dem Leidensweg durch den Blick auf den Anfänger und Vollender unseres Glaubens.

Todgeweihte.

Über die Strasse eines Städtchens, das auf dem Wege nach der furchterlichen Petschora liegt, lastet graue Dämmerung. Da kommt vom Gefängnis her eine Etappe von ca. 200 Menschen unter starker Bewachung der G. P. U.

Soldaten, letztere alle in Pelze gekleidet. Die Etappe bestand fast nur aus Geistlichen, die meisten von ihnen hatten nur Sommergewänder an. Sie stammten augenscheinlich aus den südlichen Gouvernements. Die Köpfe haben sie sich der Kälte wegen nach Frauenart mit allerlei Tüchern umwickelt, darunter zerzauste Bärte und graue Haarsträhnen hervorquellen; an den Füßen Bastschuhe, die mit Lappen umwickelt sind. Auf dem Rücken tragen sie in kleinen Säcken ihre Habseligkeiten. Sie sind vom Gefängnis kaum 1000 Schritt gegangen, und schon sieht man stolpernde Gestalten, und sie haben noch ca. 1000 km zu gehen. Vor ihnen Eisfelder und die Tundra. Der Nordwind bläst, dass er auch starke Menschen umwerfen kann. Nicht mal Vögel fliegen in dieser Gegend um diese Zeit. Wieviel werden das Ziel erreichen? Der diesen Zug sah, erkannte unter den Verschleppten auch zwei greise Priester, die schon zum zweiten Mal in die Verbannung gingen. In einem Brief, der von einem derselben kam, wird von dem Leidenswege erzählt. Bis zur Petschora kam kaum die Hälfte der Etappengenossen. Die anderen kamen auf dem Wege vor Erschöpfung um. Einem Teil waren die Füße abgefroren. Sie mussten zurückbleiben und wurden ein Raub der Wölfe oder des furchtbaren Frostes. Die zwei Priester kamen glücklich an der Petschora an und schrieben: „Wir haben uns eine Hütte gezimmert. Einen menschlichen Wohnort gibt es hier in der Nähe nicht. Dann und wann kommen die Samo-jeden auf Renntieren zu uns, doch verkehren sie dann nur heimlich mit uns, da es ihnen verboten ist, mit Verbannten zu sprechen. Wir nähren uns von Fischen. Es fehlt uns aber an Brot, doch das kann kaum geschickt werden, denn die Post kommt nur alle drei Monate. Wir haben die Hütte recht gross gebaut und haben noch Genossen bei uns aufgenommen. Früher waren wir sieben, doch zwei starben an Skorbut. Es ist bitter kalt, wir leben nördlich des Polarkreises. Erwachen wir, ist oft der Bart bereift. Wir verzagen nicht, wir danken Gott, dass wir hier ruhig leben dürfen. Die anderen müssen bei geologischen Arbeiten helfen, nach Nafta graben, etc. Sie wohnen nicht frei, sondern in Baracken und unter Bewachung und kennen keine Ruhe. Wir aber können sogar das heilige Evangelium lesen. Betet für uns Sünder!

Wiedersehen werden wir uns wohl kaum. Ein Samojede versprach, diesen Brief durch Gelegenheit zu befördern. Wir wissen nicht, ob er in eure Hände kommen wird.“ — Nun, der Samojede hat sich als treu erwiesen. Dass wir auch so treu würden und ihre Bitte erfüllten: die Fürbitte zu üben.

Priester Seraphim.

Osterwoche im Dorfe L. Damals war die Kirche noch nicht zerstört, und an ihr amtierte Vater Seraphim. Die Bauern freuen sich auf den Ostergottesdienst, der ihnen Trost und Erquickung bringen soll. Da wird Vater Seraphim am Karsamstag vor den Dorfagenten der G. P. U. gefordert, der von ihm verlangt; „Unterschreiben Sie, dass Sie morgen keinen Gottesdienst halten werden.“ — „Das geht nicht, solch' eine Unterschrift kann ich nicht geben. Morgen ist ein grosser Feiertag.“ — „Nun dann ohne Unterschrift,“ sagt der Agent kurz.

Die Gemeinde strömt in der Osternacht zur Kirche, Sie ist verriegelt. Man wartet auf den Priester, er kommt nicht.

Die Zweige der Birken, die die Kirche umgeben, wehen im Frühlingswinde. Am tiefdunklen Himmel blinken die Sterne. Die Leute stehen barhäutig um die Kirche und warten. Plötzlich kommt die Frau des Priesters gelaufen und teilt aufgeregt mit: „Man hat Vater Seraphim in die G. P. U. gerufen, und er kommt nicht zurück.“ Allen ist alles klar. Sie wenden das Angesicht in der Richtung zum Allerheiligsten der Kirche und beten still. Dann spricht einer auswendig den Osterkanon, schliessend mit „Christ ist erstanden.“ Alles geht still auseinander.

Wo Vater Seraphim geblieben, weiss kein Mensch. Schmachtet er in Solowki, im Weissen Meere, oder an der Petschora jenseits des Polarkreises oder muss er Wassergräben ziehen, um Turkestans glühende Sandwüsten zu bewässern, arbeitet er im Dickicht des sibirischen Taigawaldes? Vielleicht hat man ihn auch tot in den Sumpf geschleudert, wie man es mit krepiereten Hunden tut.

Vater Seraphim aber lebt weiter im Gedächtnis seiner Beichtkinder mit seinem abgetragenen Priesterrock und seinen Bastschuhen. Er hat kein Land, kein Haus, kein Brot, nur eine hungrige Familie. Und nie hat einer ein Wort des Murrens aus dem Munde dieses Verkünders des Glaubens Christi gehört.

Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Der alte Priester W. war ein gebildeter Mann. Er studierte die alten Griechen und durchsuchte die Werke nach Spuren, in denen man ein vorahnendes Kommen des Christus finden konnte. Als die Revolution 1918 ausbrach, zog er aus der Stadt mit ihrem wüsten Treiben in ein entlegenes Dorf, um ganz seiner Arbeit leben zu können. Die Jahre vergingen. Er blieb wunderbarerweise ausser Gesichtswerte der G. P. U. Da wurde die Parole ausgegeben, die Religion „ganz“ zu liquidieren. So wurde dann auch eine Haussuchung bei dem alten Anachoreten vorgenommen. Man fand allerlei klassische Zitate, geschrieben auf der Rückseite eines Aufrufes, den der englische General P. an das russische Volk erlassen hatte, als die englische Regierung 1918/19 Truppen im Norden Russlands landen liess. In diesem Aufruf wandte sich der General an das russische Volk und erklärte, dass er es liebe und gekommen sei, es vom Joche des Bolschewismus zu befreien. Die Aufrufe waren auf ausgezeichnetem Papier gedruckt. Da Papier in Russland eine grosse Seltenheit, und gutes Papier kaum erhältlich ist, so hatte Vater W. dieses Papier benutzt, um seine Auszüge darauf niederzuschreiben. Vater W. wurde verhaftet und der Verbreitung konterrevolutionärer Aufrufe, die zum bewaffneten Aufstande aufrufen, beschuldigt, obgleich die Aufrufe schon 15 Jahre alt waren! Er wurde zum Erschiessen verurteilt. Zwei Wochen musste er auf die Vollstreckung warten. In abgeklärter Ruhe zitierte er das Wort der Alten: „Der Tod ist nur für die, die im Leben bleiben, schrecklich, nicht aber für die Sterbenden.“ Eines Nachts erscheint in der Zelle der Aufseher und ruft laut den Namen des Priesters W. aus. „Hier!“, antwortet er ruhig. Dann ruft der Aufseher noch den Namen eines

Kriminalverbrechers — und sagt: „Zieht Euch an, nehmt Eure Sachen!“ Jeder weiss, was das bedeutet. Der Kriminalverbrecher bekommt einen Weinkampf. „Wohin sollen wir denn in der Nacht?“ fragt er schluchzend. „Auf ein Schiff,“ spottet der Aufseher. „Es ist doch Januar und alles zugefroren.“ „Unser Schiff hat 4 Räder,“ lacht der Aufseher zynisch. Die Tür schliesst sich für kurze Augenblicke. Sie haben ja das schwarze Auto vorfahren gehört, in welchem die Gefangenen zum Erschiessen fortgeschafft werden. Jeder weiss, worum es geht. Vater W. erhebt sich, kniet nieder, wendet sein Angesicht gegen Osten und betet still für sich. Der Verbrecher weiss nichts anderes anzufangen, als ein bekanntes Verbrecherlied zu singen, das mit den Worten schliesst: „Man wird mich begraben, und niemand wird wissen, wo sie mein Grab gegraben.“ Vater W. umarmt und segnet die zurückbleibenden Zellengenossen. Er verteilt seine letzten Habseligkeiten. „Ich habe sie nicht mehr nötig.“ Dann tritt er, als die Tür geöffnet wird, in den Korridor hinaus und segnet sich mit dem Kreuz. Der Verbrecher wird mit vieler Mühe herausgezerrt. Die Tür wird zugeschlagen. Im Gefängnishof ertönt das Donnergetön des Motors, nur schwach hört man zwei Salven. „Man hat sie nicht einmal hinausgefahren, man hat sie auf dem Hof erschossen,“ sagt ein Gefangener gleichgültig.

Wie wissen doch Christen im Frieden zu sterben!

Priesterfamilien.

Es war am 13. Februar 1933. Vor der Kommandantur des Dorfes A. hatte sich eine grosse Menschenschlange angestellt. Alles Verbannte, die sich hier wie so oft aufs neue registrieren lassen mussten. Im sozialistischen Staate verkehren die hohen Kommissare mit dem gemeinen Volke nur durch ein kleines Klappfenster.

Einer nach dem andern wird kurz und grob abgefertigt. Bald kommt eine Frau dran. Ihre Kopfbedeckung ist ein Tuch, das nach bäurischer Art geschlungen. Sie ist dürftig gekleidet, hat aber noch Filzstiefel, die nicht jedermann dort im Norden sein eigen nennt. In ihrer Hand hütet sie sorgsam

ein kleines Bündlein. Das Gesicht ist blutleer. Aus den Augen spricht völlige Hoffnungslosigkeit. Neben ihr ist ein Junge von ungefähr 9 Jahren. Als ihre Reihe gekommen, fragt der Kommissar aus dem Fenster: „Was willst du?“ Darauf die Frau mit bebender Stimme: „Ich suche meinen Mann. Vor einer Woche ist er verhaftet. Man sagte mir, er sei im Verbanntenlager. Ich habe mich erkundigt, da ist er nicht. Haben Sie die Güte, vielleicht ist er in Ihrem Gefängnis, sehen Sie bitte im Verzeichnis nach.“ „Wie ist der Name?“ fragt der Kommissar. „U—ki“, antwortet die Frau. Der Kommissar blättert in den Papieren. „Solch einer ist nicht da!“ „Weiter, wer ist der Nächste?“

Die Frau rührt sich nicht, ihre Hände haben sich an den Fensterrahmen geklammert, sie fleht, noch einmal das Register durchzusehen. „Ist nicht da, habe ich gesagt“, war die Antwort. Dann mischt sich der Gehilfe des Kommissaren in das Gespräch und sagt zu ihm: „Sieh doch in dem anderen Verzeichnis nach.“ Wieder wird in den Papieren gesucht. Eine lange Reihe von Namen. „U—ki?“ fragt der Kommissar, „Vorname?“ „Alexander“.

„Priester Alexander U—ki ist gestern erschossen“. „Weiter, der Nächste?“

Die Frau wird weiter geschoben. Sie lässt die Arme matt sinken. Das Bündel fällt zur Erde, aus ihm rollen zwei Eier und ein Stücklein Brot. An dem Tuch ist ein Zettel: zur Übergabe an Alexander U—ki. Mechanisch beugt sie sich zu Boden und scharrt den Inhalt wieder zusammen. Sie fasst dann den Knaben an die Hand und schleicht davon. Sie weiss was ihrer wartet. Die Frau eines erschossenen Geistlichen — wer wird es riskieren, sie zu beherbergen? Was wird aus ihrem Jungen werden, der nun ohne Vater, ohne Schule in Hunger und Elend aufwachsen muss?

„Vater Alexander hat man erschossen, das Himmelreich sei sein! Und was werden wir machen, Wanja?“ wendet sie sich an den Sohn. Der Mitverbannte, der dieses berichtet, tritt auf sie zu und fragt: „Wo leben Sie?“ Und die Priesterwitwe antwortet: „Heute morgen hat uns der Milizionär aus

unserem Winkel ausgesiedelt, in dem wir lebten und uns die wenigen Sachen, die wir hatten, auf die Strasse gesetzt.“

Verleugnen.

X Das Sterben ist für den Geistlichen in Russland die einzige Möglichkeit, die Kette der beständigen Qualen zu zerreißen. Inhaftierung, Gefängnis, Verbannungslager sind ja nur alles Glieder der einen Kette, der Tod ist das letzte Glied. Was Wunder, dass bei solchem Ernste nicht alle beim Bekennen bleiben. Der Priester T...tsch steht nicht vereinzelt da. Er hatte einem Sterbenden das Abendmahl gereicht, was im Gesetz nicht verboten ist. Er erhielt dafür drei Jahre Konzentrationslager in Sibirien und lies in der Heimat sein liebes Weib und sein kleines Kind. Nachdem die Frist abgelaufen war und er heimkehren wollte, wurde er aufs neue verhaftet und im kalten Perm auf 5 Jahre angesiedelt. Sein Mut sank, er war noch so jung, er sehnte sich nach seinen Lieben im Süden. Da legte er öffentlich das Priesteramt nieder, hoffend, dass er dadurch endlich einmal dauernd die Freiheit erlangen werde. Nun erhielt er zunächst Arbeit. Sie bestand darin, den Hof einer Fabrik in Perm vom Unrat zu reinigen. Eines Tages bricht im Territorium der Fabrik Feuer aus. Eine Baracke brennt ab, in der Arbeiter lebten. Verursacht war das Feuer durch irgendwelche Fahrlässigkeit. Doch auf der Fabrik arbeitet ja ein „Rechtloser“, der offenbar das Feuer angelegt hat. Man arretiert ihn, unterzieht ihn einem peinlichen Verhör und zwingt ihn endlich nach 7 Monaten, sich zu dem nichtvollbrachten Verbrechen der Brandstiftung zu bekennen. Er hatte keine Kraft mehr zu widerstehen. So mürbe geworden, bekannte er sein Verbrechen, obgleich er wusste, dass der Tod ihm nun sicher ist. In seiner Zelle sagte er: „Ich habe mich kleinmütig vom Priesteramt losgesagt. Ich legte das heilige Amt als Diener Gottes wegen äusserlicher Güter nieder. Jetzt muss ich meine Schuld büßen.“ Als man ihn nach zwei Tagen zur Erschiessung hinausführte, bat er die Mitgefangenen seiner Zelle um Vergebung für seinen Fall und segnete sie. Sein einziger Wunsch war, wenn jemand in die Freiheit zurückkehren sollte, seine

Frau aufzusuchen, deren Anschrift er, damit sie die Wache nicht bemerkt, unter seiner Schlafbank aufgeschrieben hatte, und ihr seinen letzten Gruss zu bringen.

Lossagen.

Fort und fort liest man in den staatlichen Sowjetzeitungen, andere gibt es ja in Russland nicht, Annoncen etwa folgenden Inhalts: „Ich sage mich von meinem Vater, dem Kultusdiener, los und breche mit ihm, weil er das Volk durch die Religion betrügt. Ich führe fortan ein selbständiges Leben und will kämpfen für den wahren Sozialismus“. Mit solchen Lossagungen vom Vater oder Gatten, der ein Priester ist, können sich Familienangehörige ein besseres Geschick erkaufen. Welche Tragödien spielen sich aber dabei oft ab! Es erzählt einer folgendes:

„Während wir in Moskau im Sowjetdienst standen, gelang es uns, einem Jungen eine Anstellung zu vermitteln, weil es unbekannt blieb, dass er der Sohn eines verschickten Priesters war. Dieser Priester betrieb, um sich das nötige Brot zu verdienen, Buchbinderei. Eines Tages brachte ihm ein Mann ein Buch zum Einbinden. Er nahm den Auftrag an, ohne sich weiter um das Buch zu kümmern. In der darauf folgenden Nacht erschien die G. P. U. bei ihm und nahm eine Haussuchung vor. Es wurde bei ihm das Buch „Weisen von Zion“ gefunden, das auf dem geheimen Index der G. P. U. steht, weil es gegen die Juden gerichtet ist. Es war ein Agent der G. P. U. gewesen, der dieses Buch am Morgen jenes Tages gebracht hatte. Nun war ja genügend Grund, den Priester zu verhaften und zu verschicken. Er ging in die Verbannung, die Familie blieb und hungerte. So wurde ihr ein grosser Dienst erwiesen, als der Junge bei uns Arbeit fand. Einen Monat hatte er gedient. Da hat irgendein Denunziant die Sache hinterbracht. Grosse Aufregung! Der Sohn eines verschickten Priesters in einer Sowjetbehörde. Es wird eine allgemeine Versammlung der Angestellten einberufen. Es präsidiert der Vorsitzende des „professionellen Verbandes.“ „Wer hat es gewagt, einen Klassenfeind aufzunehmen?“ Der „Klastenfeind“ steht zitternd da. Er muss Schmähdungen über den geliebten Vater stumm anhören. Schliesslich einigt

man sich: entweder öffentliche Lossagung oder Entlassung. Es wird abgestimmt. Keiner wagt mit „nein“ zu stimmen. Der Vorsitzende fragt: „Sagst du dich von deinem Vater los?“ Sascha senkt den Kopf, wird blass und rot. Vom Vater lautet die letzte Nachricht, er liegt im Sterben. Aber die Mutter und die Schwester sind ohne Brot. Er zögert. „Sagst du dich los?“ fragt der Vorsitzende. „Ich sage mich los,“ flüstert er kaum vernehmlich.

Die Sklaven gehen auseinander, sie vermeiden es, einander in die Augen zu sehen. Die Vertreter des Proletariats am Präsidiumstisch tauschen triumphierende Blicke aus.

Nach einer Woche kam die Nachricht vom Tode des Priesters in der Verbannung. — Wir trafen Sascha, er konnte uns nicht mehr in die Augen sehen.

„Man muss sie doch irgendwie vernichten,“ sagte jener Untersuchungsrichter. Und die Frist ist klein, denn die Liquidation der Religion gehört, wie bekannt, zu den Hauptaufgaben des Fünfjahresplanes Stalins, und die Endfrist ist das Jahr 1937. Äusserlich wird die Aufgabe durchgeführt werden, dafür bürgt die 10jährige Praxis, und es sind ja gar nicht mehr so viele echte, rechte Priester, denn die Glieder der „lebendigen Kirche,“ dieser Filiale der G. P. U. für die Geislichen und die Gläubigen, kann man nicht dazu rechnen. Bei den evangelischen Pastoren handelt es sich nur noch um 40. Die Frist ist kurz! Wird die Christenheit erwachen? (Wird sie denen, die die Geschicke der Völker zu lenken haben, die Gewissen schärfen, dass sie sich schämen, um die Freundschaft derer zu buhlen, die offen als eine ihrer Hauptaufgaben bekennen: Vernichtung jeder Religion, vor allem des Christentums.) Werden die Kirchen des Westens nicht erwachen? Es ist ja nur eine kurze Frist bis 1937.

Wehe, wenn die Kirchen des Westens mitschuldig werden am Untergange der Märtyrerkirche Russlands.

Möge deren Blut als Saatkraft sich bewähren!

W. F. Häcker, Riga.

Palasta ielā 3.